

Tristan Horx

SLAM **MAXIMIERUNG**

**Wie wir in Zukunft
arbeiten**

QUADRIGA

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

Prolog

Eine kurze Geschichte der Arbeit

What the fuck ist eigentlich Arbeit?

Vom Industriezeitalter ins nächste – aller Abschied ist schwer

Automatisierung – das Schreckenswort der Moderne oder Erlösung?

Die Große Resignation

Status quo

Generationskonflikte

Generationsmordplatz: Arbeit

Diversity

Homeoffice & Mobiles Arbeiten – Erklärung und Verklärung

Von Work-Life-Balance zu Work-Life-Blending

Der Stadt-Land-Konflikt ist beendet

Purpose/Sinn

Das Gesetz der Anziehung

Die Sinnfrage

Und was machst du so?

Was machen, wenn ich keinen Sinn in meiner Arbeit sehe?

Burn-in

Beruf und Berufung

Der wahre Sinn der Arbeit

Lebenslanges Lernen

Willkommen im Informationszeitalter
Lebenslanges Lernen
Zeit für das Zeitalter der Multigraphien
Sind Sie digital verblendet?
Lernen kann auch Spaß machen
Bildung von morgen
Schule
Universitäten
Ausbildungen
Leadership
 Female Leadership
 Vertrauenskultur
 Emotionen? Kann ich die skalieren?
Nachhaltig arbeiten
 Moderner Minimalismus
 Die blaue Ökologie
 Greenwashing 2.0
 Vom Consumer zum Prosumer
 Social Businesses
 Resilienz und (emotionale) Intelligenz
 Nachhaltige Jobs schon heute
SINNvolles Arbeiten der Zukunft
 Selbsttest
 Bedingungsvolles Grundeinkommen
 Vier-Tage-Woche
 Sozialkredit
 Zukunftsjobs
Die Re-Gnose
Bibliographie

Über dieses Buch

Fachkräftemangel, Sinnhaftigkeit und ein neuer Ruf nach Freiheit - Arbeitgebern fällt es zunehmend schwerer junge Leute für das eigene Unternehmen zu gewinnen. Denn durch Technologie und Fortschritt ergeben sich neue Arbeitswelten, die vielen Menschen mehr Selbstbestimmung versprechen. So sind wir schon lange keine Fließbandmaschinen mehr, sondern soziale Wesen, die sich nach einem gesunden Verhältnis zwischen Arbeit und Freizeit sehnen. Homeoffice, mobiles Arbeiten und auch das Work-Life-Blending sind zukunftsfähige Erwerbskonzepte, für die der Autor Tristan Horx in seinem neuen Buch wirbt.

Über den Autor

Tristan Horx, Jahrgang 1993, ist Trend- und Zukunftsforscher beim Zukunftsinstitut und untersucht dort aus Perspektive der jüngeren Generationen die Themen Digitalisierung und Ökologie.

Tristan Horx

SINN

MAXIMIERUNG

**Wie wir in Zukunft
arbeiten**

QUADRIGA

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Originalausgabe

Copyright © 2022 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Burkard Miltenberger, Berlin

Umschlaggestaltung: Kristin Pang

eBook-Produktion: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7517-3715-9

www.quadriga.de

www.luebbe.de

www.lesejury.de

Für meinen Vater Matthias Horx, der mir den Sinn stiftete.

Prolog

»Im Grunde ist der Mensch ein Wesen, das unentwegt nach Sinn strebt, das Sinn sucht. Der Mensch ist, eleganter formuliert, ein sinnorientiertes Wesen. Und wenn er auf dieser, seiner Suche nach Sinn fündig wird, dann wird er glücklich.«

Viktor E. Frankl

Wir alle sind auf Sinnsuche. Ob privat oder beruflich, es geht uns nicht mehr nur um höher, schneller, weiter. Leider haben wir diesen integralen Begriff den Motivationscoaches und Chefs überlassen. Sinn als Selbstsinn und Geld als das Mittel, ihn zu erlangen. Natürlich wollen wir alle in einer intakten, sinnerfüllten Gesellschaft und Wirtschaft leben. Bis dato haben wir gelernt, dass der einzige Weg dorthin Wachstum heißt; immer mehr und immer schneller.

Die Frage unserer Zeit – oft als Sinnspruch zitiert und im Grunde banal – stellt sich uns so klar wie noch nie: Leben wir, um zu arbeiten, oder arbeiten wir, um zu leben?

Vor allem die jüngeren Generationen spüren, dass wir uns langsam aus dem Industriezeitalter hinausbewegen und in ein neues, besseres aufbrechen. Wir hinterfragen die Dynamik der alten Arbeitswelt. Alleine der Begriff »Freizeit« impliziert eigentlich etwas Schreckliches, nämlich, dass wir in der Arbeit eingesperrt sind, in einem Gefängnis des Leistungsdrucks und der illusorischen Erwartungshaltungen, entstanden aus alten patriarchalen Hierarchien. Ebenso deprimierend ist das Konzept der

»Beschäftigung«. Obgleich wir viele Berufe geschaffen haben, die wahrlich kaum mehr sind als Beschäftigungstherapie, kann diese doch nicht das Ziel einer Gesellschaft oder das eines erfüllten Lebens sein. Daran Zweifel anzumelden ist das gute Recht der Generation, die die Arbeitswelt von morgen bestreiten wird.

Die großen philosophischen oder religiösen Fragen der Menschheit befassen sich seit jeher mit der Frage des Sinns. Sowohl individuelles Glück und Wohlbefinden als auch ein kollektives Gemeinwohl hängen von Sinnfragen ab, die vielleicht sogar gleich die Mission des Lebens mitbegründen. Aber wie können wir dieses doch sehr weich wirkende Konzept in unsere harte, zahlengetriebene Wirtschaftswelt integrieren? Oft als dichotom dargestellt, müssen wir uns also gezwungenermaßen folgende Frage stellen: Sinn oder Wachstum?

Das Konzept der Sinnmaximierung vereint diese beiden angeblich unvereinbaren Welten. Maximierung für diejenigen, die sich mit wirtschaftlichen »Hard Facts«, mit Kenn- und Umsatzzahlen wohlfühlen. Sinn für all jene, die sich fragen: Wozu eigentlich das Ganze? Warum immer mehr technologischer Fortschritt, immer mehr Wachstum, wenn nicht, um uns als Menschen glücklicher, zufriedener und sinnerfüllter zu machen? Das Konzept der Sinnmaximierung sollte in jedem Unternehmen ein zentrales Ziel werden, um zukunftsfähig zu sein. Den Einspruch, Sinn sei doch nicht maximierbar, ist durchaus nachvollziehbar, ist er quantitativ ja doch nicht messbar. Verstehen wir ihn allerdings als ein zutiefst subjektives und fluides Konzept, könnte man ihn durchaus erheben – Sinn ist eben zutiefst individuell. Denn die Zukunft entsteht dann, wenn sich vermeintlich unvereinbare Widersprüche in Harmonie vereinen.

Doch wie soll das in einer sich stetig und immer schneller wandelnden Welt klappen? Die Welt von morgen wird eine wunderbare sein, denn Sinn schlägt Zwang. Anwesenheit ist nicht gleich Produktivität. Reisen ist nicht nur Urlaub, sondern kann durchaus inspirierend wirken. Das klingt unmöglich? Arbeit braucht eine neue Bedeutung. Entlohnt gefälligst Berufseinsteiger, unbezahlte Praktika sind entwürdigend. Punkt. Kommen wir gemeinsam von Work-Life-Balance, die impliziert, dass wir während der Arbeitszeit nicht leben, zum Work-Life-Blending, wo Arbeit und Leben verschmelzen, weil wir beides gerne tun. Ich weiß, das zu hören, tut vielen weh – aber so ist der Wandel nun mal. Das soll aber nicht heißen, dass es für diejenigen, denen das alles utopisch und anstrengend klingt, keine Zukunft gibt. Entweder bietet ein Grundeinkommen die nötige Sicherheit, um sich dem zu widmen, was einem wirklich wichtig ist, oder man wählt einen Beruf, bei dem Work-Life-Blending der Normalität angehört. Sinn gibt es in beiden Varianten zu finden. Aber auch für all jene, die Arbeit und Leben strikt trennen wollen, gibt es in Zukunft noch Berufe. Diese Form von Arbeit wird nicht verschwinden, nur sinnvoll bezahlt, und ganz sicher nicht mehr 40 Stunden die Woche. Niemand möchte vom Roboter gepflegt werden – aber in Zukunft auch nicht mehr von unterbezahlten Sklaven und halb tot gearbeiteten Menschen. Auch das Beamtentum wird nicht verschwinden. Wir haben alles, was wir für den Wandel benötigen – bis auf das richtige Mindset. Keine Sorge, meine Generation hat sich gut darauf vorbereitet, wir zeigen euch den Weg.

Eine kurze Geschichte der Arbeit

What the fuck ist eigentlich Arbeit?

»Wie zur Hölle könnte ein Mann es genießen, um 8:30 Uhr von einem Wecker geweckt zu werden, aus dem Bett zu springen, sich anzuziehen, sich zwangszuernähren, zu pissen, Zähne zu putzen, Haare zu kämmen und sich durch den Verkehr zu kämpfen, um an einen Ort zu gelangen, an dem man im Wesentlichen viel Geld für jemand anderen verdient und auch noch dankbar dafür sein soll, die Möglichkeit dazu zu haben?«

Charles Bukowski

Der Begriff Arbeit ist schwer vorbelastet. Seit eh und je wird uns gepredigt, wer nicht arbeitet, sei ein schlechter Mensch. Vor allem in deutschsprachigen Raum wird man nicht nur anhand seiner beruflichen Tätigkeit definiert, nein, noch verwerflicher, wenn es der falsche ist. Die Liste verachteter Berufe ist lang. Den allerletzten Platz verteidigen stetig die Versicherungsvertreter:innen. Aber auch Politiker:innen, Manager:innen und Bankangestellte sind ganz unten dabei. Wer denkt, die neuen, kreativen Berufe bleiben davon verschont, während Macht und Geld immer zu Missgunst führt, irrt sich. Werbeagenturen haben sich sehr schnell auf Platz zwei der Hassliste hochgearbeitet. Diese Berufsstände packt man bei den Schwiegereltern vielleicht lieber nicht sofort aus. So sollte man lieber Feuerwehrmann oder -frau, Arzt oder Ärztin, Krankenpfleger:in oder Polizist:in sein, um die Gunst der Mitmenschen zu genießen. Das ist wahrlich tragisch, da doch (fast) jeder Beruf eine wichtige Rolle in der Wirtschaft und Gesellschaft einnimmt. Egal welcher Tätigkeit man nachgeht, es gibt dennoch gewisse Verhaltensmuster, die

von uns allen erwartet werden, egal ob Steuerbeamt:in, Erzieher:in oder Social Media Manager:in.

So gehört es zur preußischen Arbeitsmoral, mindestens 40 Stunden die Woche in der Firma zu verbringen, seine Familie kaum zu sehen und dafür noch dankbar zu sein. Wer sich dem verweigert, fällt aus dem Raster, ist faul und für die Gesellschaft ein Hemmschuh – egal aus welchem Berufsstand. Klar, diese Konzepte sind sehr industriell geprägt und waren im Zeitalter der Fabriken durchaus sinnvoll, zumal die 40-Stunden-Woche vergleichsweise erträglich erschien. So ist diese zentrale Ordnungszahl, die zwischen faulem und konstruktivem Mitglied der Gesellschaft entscheidet, erst durch lange Kämpfe der Gewerkschaften entstanden. Die Grundlogik der Arbeit war die längste Zeit die der Ausbeutung. So war es völlig normal, dass Kinder auch arbeiteten, bis es durch gesellschaftlichen Aufstand unterbunden wurde und als verwerflich galt. Um jetzt nicht zu marxistisch zu klingen: Die Industrialisierung und ihre Arbeitsmöglichkeiten haben natürlich zu unglaublichem Wohlstand unserer Gesellschaft geführt. Nur leider steckt in deren Kern ein dermaßen starrer Arbeitsbegriff, der kaum zukunftsfähig ist; zu vorbelastet und kulturell codiert, um Fortschritt und Wandel zu ermöglichen. Es ist schon längst in Vergessenheit geraten, was der tiefe Grund für das Konzept der Arbeit ist. Zu sehr haben wir das Fließband als den einzigen Antrieb für Wachstum akzeptiert und vergessen, dass auch die Industrialisierung nur eine Epoche in der Menschheit ist, die eines Tages in der Vergangenheit liegen wird.

Deswegen lohnt sich eine Reise durch die Geschichte des Konzepts der Arbeit, sodass wir die Zukunft erahnen können, wenn wir den Begriff endlich weiterentwickeln. Von der Antike über das Mittelalter war es nämlich gänzlich anders. So ist man heutzutage ein schlechter fauler Mensch, wenn man keiner Arbeit nachgeht. In der

Antike, im Zeitalter der Könige und Knechte war der Mensch gezwungen, sich zur unmittelbaren Existenzsicherung mit der Natur auseinanderzusetzen. Es sind die unwürdigen physischen Tätigkeiten, die den Arbeitsbegriff bis heute prägen. Welch eine Mühsal und eine Qual die Arbeit doch ist, dichotom zur »Freizeit« zu verstehen; der Tagesabschnitt, an dem der Mensch nicht leiden muss. Erst die protestantische Arbeitsmoral brachte laut Max Weber die Umcodierung dieses Begriffs mit sich. Nun war es wichtig, hart und viel zu arbeiten – denn so könne man sich den Weg ins Himmelreich erschufte. In einer klassischen katholischen Welt wäre es ja egal, wie schwer man sich abrackert; solange man ein guter Mensch ist, regelmäßig seine Verfehlungen beichtet, gelangt man durch die wolkigen Pforten. Aber genug des Sakralen, denn es geht direkt ins Industriezeitalter, in der Arbeit der zentrale Indikator für den Wert eines Menschen – meistens eines Mannes – wurde. Es war der bestimmende Lebensinhalt, schließlich konnte damit alleine eine Familie ernährt werden. Gesellschaftliches Ansehen brachte die Arbeit mit sich, immerhin ein Fortschritt, verglichen mit den vorherigen Zeitaltern, aber gerne verrichteten wir sie trotzdem nicht.

Durch diesen Wandel zieht sich eine zentrale Formel: Laut dem Gabler Wirtschaftslexikon ist Arbeit »ein Prozess, in dem Menschen soziale Beziehungen eingehen, die im gesamten Lebenszusammenhang von zentraler Bedeutung sind; hierzu gehören die Strukturierung der Zeit, die soziale Anerkennung und das Selbstwertgefühl«. Also müsste uns zunächst klar werden, dass Arbeit primär etwas Soziales ist. Menschen wollen ihr Umfeld, ihre Gesellschaft verbessern, das ist ein intrinsischer evolutionärer Antrieb. Wenn wir keine kooperativen Wesen wären, hätten wir keine Chance gegen die Säbelzähntiger und Mammuts gehabt. Sooft wir uns doch einreden, wir wären Jäger, sind

wir auf uns alleine gestellt nichts als haarlose Beutetiere. Insofern ist auch der Gedanke, dass alle Menschen, die keine Arbeit haben, sofort asoziale, Bier trinkende Zeitverschwender werden, absoluter Quatsch, wir haben einen evolutionären Antrieb zu kooperieren. Deswegen sollten wir uns auch nicht vor einem bedingungslosen Grundeinkommen fürchten, das Verbessern unseres Umfeldes ist tief in uns als Homo sapiens verankert. Bis wir so weit sind, müssen wir uns allerdings weiterhin mit dem Konzept der Arbeit beschäftigen, denn wir hinterfragen es nicht mehr, entwickeln es schon länger nicht mehr weiter. Anstatt es einfach als Gegebenheit zu akzeptieren, dass jede:r genau diesem einen Schema folgt – absitzen, um sich sein Leben leisten zu können. Kein Wunder, dass neue, moderne, flexible Arbeitsformen solche Schwierigkeiten mit den klassischen Unternehmensstrukturen und politischen Rahmenbedingungen haben. Unser ganzes Wirtschaftssystem basiert auf der Logik einer Fabrik. Oben sitzt der oder die Chef:in und schaut zu, wie wir brav unsere 480 Minuten am Fließband sitzen. So funktioniert moderne Arbeit schon lange nicht mehr, aber von diesen internalisierten Strukturen haben wir uns nach wie vor nicht befreien können. Vor allem haben wir dies über alle Berufsstände gestreut, egal ob es Sinn macht oder nicht. So soll von Bürokratie über Pfleger:innen bis Beamte:innen jeder nach abgesessener Zeit beurteilt werden, mit einem fast schon heiligen Mindestpensum von 40 Stunden.

Schockierend und zu ignorieren ist die Existenz des Begriffs der »Beschäftigung«, als wäre die berufliche Tätigkeit das Einzige, was uns von Kriminalität und Langeweile trennt. Perspektivlosigkeit und Beschäftigungstherapie dürfen nicht zu Synonymen werden. Das Konzept und der Begriff »Beschäftigung« dürfen bitte höflichst im 20. Jahrhundert bleiben, für die Zukunft taugen sie nichts. Es ist Zeit, auch den Begriff »Arbeit« abzuschaffen oder zumindest umzucodieren. Es

lohnt sich, zuerst anzusehen, welche anderen Begrifflichkeiten uns denn vielleicht zur Verfügung stehen könnten.

Der »Job« – haben wir alle schon mal gehört und im Alltag sprachlich verwendet. Er wird oft synonym für den Begriff der Arbeit genutzt, stellte früher aber eher einen Kontrast dar. Gemeint ist nämlich kurzzeitige Arbeit, die keinen hohen Grad an Vorbildung benötigt. Statt langer Studien ist der Zugang hierbei eher Learning by Doing, was unter anderem die niedrigen Löhne begründet. So sind etwa die Essenslieferant:innen oder Uber-Fahrer:innen am »Jobben«. Während die Arbeit ein Leben lang halten, zum »Lebensberuf« werden sollte, ist das Jobleben eher von Flexibilität und schnellen Wechseln geprägt. Gute Karrieren können und sollten mit Jobs beginnen, aber es ist durchaus lohnenswert, sich mit der Zeit einen Beruf zu suchen, denn Erfüllung und Weiterentwicklung bieten diese Tätigkeiten nicht.

Sollte das Job-hopping nicht das Ende der Karriere sein, wäre es langsam Zeit für einen ordentlichen Beruf – auf dass man endlich ein tüchtiges Mitglied der Leistungsgesellschaft werde. Oft werden sie als die Baseline der Zivilisation gesehen, die Spezialisierung verschiedener Menschen entlang ihrer Talente, Neigungen und Präferenzen. So weit, so gut. Das Problem entsteht erst, wenn das System nicht mehr diese Neigungen und Präferenzen fördert. Genau in dieser misslichen Lage befinden wir uns im Moment. Während wahre moderne, produktive und fortschrittliche Berufe eher aus dem klassischen industriellen Arbeitsschema ausbrechen, versucht das System sie durchgehend wieder in diese alte Kiste hineinzquetschen. Ein großes Problem dabei ist sicherlich die Anwesenheitspflicht, denn die Formel der Fabrik lautet: Anwesenheit = Produktivität. Das Fließband

läuft bekanntlich immer gleich schnell weiter. So funktionieren aber die neuen, modernen Berufe immer weniger. Sie werden immer kleinteiliger, granularer, individueller. Insofern ist die Suche nach einem Beruf löblich, leider dämpfen aber die Rahmenbedingung und Institutionen rundherum den Fortschritt und auch die mögliche individuelle Erfüllung, die damit einhergehen könnte.

Obgleich der Wortstamm sehr ähnlich ist, lohnt es sich, Beruf und Berufung zu trennen. Oft besteht die Hoffnung, dass Ersteres zweiten entspreche, meistens ist dies aber nicht der Fall. So wie wir das Konzept der Arbeit verstehen, war sie ja hauptsächlich dazu da, um die eigenen Grundbedürfnisse zu befriedigen. Soll heißen, solange wir brav unserem Beruf nachgehen, gibt es das täglich Brot und ein Dach über dem Kopf. Vor allem im industriellen Zeitalter ging es eben nicht um Erfüllung, sondern um Versorgung. Nun sind wir aber eine Evolutionsstufe weiter und können uns auch langsam der Suche nach dem Sinn dessen, was wir tun, widmen. Im Fall der digitalen, kreativen Berufe unserer Zeit ist es vermutlich einfacher, auch eine Berufung zu verspüren, sind sie doch meist weniger physisch belastend und flexibel genug, um Sinn zu erlangen. Es scheint eine Tendenz zu geben, zu glauben, dass in körperlich fordernden Berufen wie dem Handwerk die Sinnsuche vergeblich ist, während die neuen digitalen Berufe alle nur so von *Purpose* strotzen. Vermutlich ist hier ein hierarchisches Denken der Grund, wie im Mittelalter, wo physische Arbeit zur Überlebenssicherung bestimmt war, aber nicht zu Erfüllung. Aber wieso sollten nicht auch Klempner:innen oder Müllwerker:innen Sinn verspüren können? Wenn Arbeit grundsätzlich der Versuch ist, das eigene soziale Umfeld zu verbessern, würde es ohne solche Berufe ziemlich schrecklich aussehen beziehungsweise erbärmlich stinken, ganz zu schweigen von all den

Krankheiten, die uns doch bei schlechten sanitärischen Verhältnissen der Vergangenheit heimsuchten. Problematisch ist, dass ein Beruf nicht zur Berufung werden kann, wenn er nicht entsprechend entlohnt wird. Werden wir mit Hungerlöhnen abgespeist, macht sich das Gefühl der Geringschätzung unserer Arbeit durch die Gesellschaft breit, was es erschwert, sie als sinnvoll zu erachten. Wir kommen also vom Beruf nur zur Berufung, wenn wir entsprechend entlohnt werden. Ohne diese Grundvoraussetzung ist es relativ schwer, denn wer am Existenzminimum nagt, wird sich kaum Gedanken über seine gesellschaftliche Rolle machen können. Ist diese Baseline erreicht, ist es die Fähigkeit von gutem Management, die Leistung der eigenen Tätigkeit gegenüber der Gesellschaft sichtbar zu machen, zu kontextualisieren, welche Verantwortung man trägt. Das führt direkt zur Selbstwirksamkeit, welche unglaublich erfüllend und somit motivierend sein kann. Arbeiten zu gehen, um Geld für den oder die Chef:in zu scheffeln und eine Unterkunft zu haben, reicht nicht mehr als Argument, dazu haben wir einfach zu viel gesellschaftlichen Gesamtwohlstand, der eben schlecht verteilt ist. Zerlegt man nämlich den Begriff Wertschätzung in seine zwei Einzelteile, sieht man relativ schnell, was wir brauchen, um vom Beruf zur Berufung zu kommen.

Wenn wir eine Berufung gefunden haben, ist die darin enthaltene Tätigkeit auf einmal nicht mehr als »Arbeit« zu verspüren. Klar, jede Berufung bringt auch Aufgaben mit sich, die man gerne vermeiden würde, die nerven, redundant sind, sich gelegentlich sinnlos anfühlen. Der Unterschied zum Beruf ist allerdings, dass ein großes Ganzes, ein Ziel, sogar ein Sinn dahintersteht. Viele können sich eine Berufung erst in der Rente leisten – wenn das Geld bereits gemacht worden ist. Das ist wahrlich eine Tragödie von epidemischem Charakter, eine Art chronische Gesellschaftskrankheit. Wir vergeuden eine Menge

Produktivität, Leistung und Herzenslust, wenn wir erst ab 60 den Luxus genießen können, einer Tätigkeit nachzugehen, die uns zutiefst erfüllt. Das Ziel muss sein, dass jeder Beruf schnellstmöglich zur Berufung wird. Dieser Suche widmet sich die »Purpose Economy«, die Sinn-Ökonomie, die sich zwar nach und nach durchsetzt, aber immer noch in den Kinderschuhen steckt. Die Motivationscoaches dieser Welt, die Sinn mit Wohlstand gleichsetzen, sind noch gefangen in der alten Wirtschaftswelt, weswegen sie so oft, man verzeihe den Ausdruck, ziemlichen *Bullshit* von sich geben. Die »Purpose-Päpste« sind im Mittelalter stecken geblieben, während wir dringend zur Reformation müssen.

Früher lautete die Maxime: Neu ist gleich besser. Und außer ein paar fragwürdigen Diäten haben wir relativ wenig von unseren Steinzeit-Vorfahren in die moderne Welt übernommen. Wenn wir von progressiven Arbeitszeitmodellen sprechen, denken wir wohl kaum an die Mittagspause bei der Mammutjagd. Aber vielleicht ist das falsch, werfen wir mal einen Blick auf die Arbeitszeiten von früher. In der Vergangenheit versteckt sich vielleicht doch die eine oder andere Weisheit, die uns in die Zukunft helfen kann.

Vom Industriezeitalter ins nächste - aller Abschied ist schwer

Die industrielle Revolution war eine wilde Zeit. Dunkel erinnern wir uns noch an den Geschichtsunterricht aus der Schulzeit, als uns dieser unglaubliche Schritt vorwärts nahegebracht wurde. Nur fühlen sich, wie so oft, die Auswirkungen und Fortschritte noch heute selbstverständlich an. An jeder Ecke Produkte, zu Hause ist

es warm und beleuchtet. Ein Riesensprung für die Menschheit, den wir nochmal rekapitulieren sollten, um zu sehen, wo die Reise hingeht. Oft lässt sich die Zukunft aus dem Blickwinkel der Vergangenheit leichter erkennen, und uns wird klar, die wahre, oft vergessene Konstante ist der Fortschritt. Wenn wir uns vor Augen führen, dass die Zeit der industriellen Revolution eine Zeit war, die abgeschlossen ist, sehen wir, wie sich das Rad der Geschichte zu unseren Gunsten drehen kann. In weltgeschichtlicher Perspektive kann die industrielle Revolution als kurze Phase der Menschheit betrachtet werden, wie der Übergang vom Nomadentum zur Sesshaftigkeit in der neolithischen Revolution und dem Agrarzeitalter. Nun sind wir auf dem Sprung zum Informationszeitalter, und diese Passage wird keine einfache, Übergänge tun weh, denn sie benötigen als Zündstoff Krisen. Auch wenn wir das industrielle Zeitalter nun verlassen müssen, wollen wir noch ein letztes Mal nostalgisch darauf zurückblicken.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt unsere Geschichte des Fortschritts in England. Assoziiert wird der große industrielle Schritt vorwärts, immer mit der Dampfmaschine, so haben wir es schließlich in der Schule gelernt. Klar, Technologie spielte eine der zentralen Rollen, aber es brauchte schon ein paar mehr Rahmenbedingungen, damit eine solch gravierende Veränderung eintreten konnte. Eine relativ lange Periode des Friedens, eine schwer einzunehmende Insel, die relativ flach war, und so langsam kam auch der internationale Handel in die Gänge – Nachfrage gab es jedenfalls genug.

Grundsätzlich war es ein Zusammenspiel aus Wissenschaften, Technik und gesteigerter Arbeitsteilung, das zu einer Explosion in der Produktivität führte. Die ländliche Bevölkerung, zumeist Bauern und Bäuerinnen, die unter beschwerlichen Bedingungen

Subsistenzwirtschaft betrieben hatte, zog in die Städte, denn dort gab es auf einmal Fabriken mit Jobs, die Zukunft boten. Es wurde so viel produziert, dass es auch zu einem massiven Bevölkerungswachstum kam – was in späterer Konsequenz auch zu großen sozialen Missständen führte. Nicht umsonst sind die alten englischen Erzählungen wie »Oliver Twist« von unglaublicher Armut und einer riesigen sozialen Schere geprägt. Auch damals wurden die Reichen immer reicher. Dennoch war es Fortschritt, der sich von den Angelsachsen nach Japan, Amerika und Kontinentaleuropa verbreitete und im Laufe des 19. Jahrhunderts zu viel Wohlstand, aber auch viel Leid führte. Die 40-Stunden-Arbeitswoche, von der wir uns nun schleunigst verabschieden müssen, war eine schmerzhaft späte, aber dennoch große Errungenschaft. Davor haben sich die Menschen, getrieben von den Fabrikchefs, wahrlich zu Tode gearbeitet. Die Gewerkschaften, die die Interessen aller Arbeiter:innen vertreten sollten, mussten erst gegründet werden, weil Profit, Gier und Ausbeutung so allumfassend waren, dass nur eine Vereinigung der Arbeiter:innen oder eine Revolution als Notbremse funktionierten. Insofern waren 40 Stunden fünf Tage die Woche einmal »New Work«. Der Urururgroßvater der Work-Life-Balance, wenn man so möchte. Das dauerte sehr lange, erst im Jahre 1940 war man in den USA so weit, in Deutschland unter dem Motto »Samstags gehört Vati mir« erst gegen 1970.

Was auf die schmutzige, verrußte Welt der Fabriken folgte, waren die Büros, auf die wir linear die Arbeitslogik der Fabriken übertrugen. Anwesenheit, 40 Stunden, *all that good stuff*. Zum Glück haben wir das nun langsam erkannt, dass dieser Weg zu Ende geht. Neue Technologien erfordern auch neue Kulturtechniken, um mit ihnen umzugehen. Arbeit im Büro ist eben nicht dasselbe wie physische Arbeit in der Fabrik. Das Industriezeitalter legte die Grundlage für den Wandel ins nächste, so wie es damals

die Agrarkultur tat. Für Nomad:innen wäre es auch nicht leicht gewesen, in Städten mit Fabriken zu leben. So baut jede dieser Evolutionsstufen auf der nächsten auf. Eine Sache, die jeder Übergang allerdings gemeinsam hat, sind neue Werkzeuge. Es benötigt natürlich immer den sinnvollen, nuancierten Umgang mit ihnen. So wie wir es mit den Fabriken einst übertrieben und Menschen zu Tode gearbeitet wurden, werden wir es auch mit den digitalen Arbeitsformen mal zu weit treiben, aber wir werden auch hieraus wieder lernen – vielleicht sogar schneller –, können wir uns doch in einer digital vernetzten Welt schneller zusammenschließen und rebellieren. Die Evolution und der Fortschritt sind nicht zu stoppen.

Die Technologie der Neuzeit ist beeindruckend, nicht nur bildet sie unseren Fortschritt ab, sie lässt uns von der Zukunft träumen: fliegende Autos, Pflegeroboter, Drohnenlieferungen, endlos Energie, das Weltall erforschen und besiedeln ... Im greifbareren, intimeren Sinne soll uns der technische Fortschritt vor allem eine Sache geben: mehr Zeit. Durch die zunehmende Automatisierung von Berufen wird es uns erspart bleiben, 40 Stunden, fünf Tage die Woche dem nachzugehen, was wir klassisch als »Arbeit« verstehen: nicht gelebte Zeit. Aus irgendeinem Grund schaffen wir es aber nicht, uns darüber zu freuen. Da wir zwar die Produktivität immer weiter steigerten, aber nach wie vor an den alten Rahmenbedingungen festgehalten haben, war dieser Fortschritt niemals zu spüren. Klar, die Waschmaschine hat uns mehr Zeit gegeben, der Computer lässt viele frühere Tätigkeiten in rasanter Geschwindigkeit hinter sich – und trotzdem müssen wir gleich lange arbeiten. Der Fortschritt ist da, nur zu spüren bekamen wir ihn nicht. Stattdessen wurde einfach mehr Arbeit in dasselbe Zeitfenster gepackt. Wir sind zu sehr hängengeblieben in dem schönen, linearen Wachstum der Industrialisierung, zu festgefahrene